

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie Stachow den Wankelmuth des Glücks erfährt, und was der König über unseren Christian denkt.

Zu gestrecktem Galopp war Friedrich, nach seinem kurzen Abschied von dem Feldmarschall, bis zur Bagage geritten. Kaum einen Blick hatte er noch auf die im Feuer stehenden, langen Linien seines Heeres geworfen. Zu schmerzlich war ihm das Scheiden — zum Siege hatte er das Heer führen wollen, und nun mußte er dasselbe Heer verlassen just vor der Entscheidung, vor einer Entscheidung, von der er selbst kaum noch hoffte, daß sie zu Gunsten der preussischen Waffen ausfallen konnte. Sollte dies das Schicksal des tapferen Heeres seines Vaters sein, daß der Sohn es im ersten Kampf anstatt zu einem stolzen Siege zur Niederlage führte? Und war das sein eigenes Schicksal, daß er, der König, in der ersten Schlacht, die er dem Feinde lieferte, das Schlachtfeld verlassen mußte gleich einem Flüchtigen? Und was wurde aus Schlesien, aus der so hoffnungsvoll eingeleiteten Eroberung des alten Hohenzollernerbes? Wohl mochte Schwerins Rat gut gemeint und reiflich erwogen gewesen sein — tief schmerzlich blieb seine Ausführung darum für den jugendlichen, feurigen König doch. Wie tausendmal leichter wäre ihm der Tod auf dem Felde der Ehre gewesen, der Tod für das Vaterland!

Der König ritt zuerst zu den Wagen, um einige wichtige Papiere zu sich zu nehmen, befahl seinem getreuen Frederisdorf, die Schatulle und das Gepäck nach Oppeln fahren zu lassen, und schlug dann selbst den Weg nach Löwen ein. Die wenigen Offiziere, die bei ihm waren, sandte er auf das Schlachtfeld zurück; nur Winke behielt er bei sich.

Kein Wort kam während des langen Rittes über die Lippen des Königs. Das Haupt tief auf die Brust gesenkt, den Oberkörper leicht vornüber gebeugt, so jagte er auf seinem Schimmel durch die Ebene dahin. Dann und wann warf er wohl einen